

Valerie Wilson Wesley

# Der Exlover

*Ein Fall für Tamara Hayle*

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von  
Gertraude Krueger

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 1995 bei  
G. P. Putnam's Sons, New York,  
unter dem Titel ›Devil's Gonna Get Him‹  
Copyright © 1995 by Valerie Wilson Wesley  
Covermotiv: Gemälde von Bruno Vekemans  
Copyright © Bruno Vekemans  
Courtesy Galery Verbeeck Van Dyck, Antwerp

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 1998/2022  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
40/22/852/1  
ISBN 978 3 257 30088 8

*Für meinen Vater,  
Bertram W. Wilson, der allen,  
die schreiben,  
mit Achtung begegnet*

Devil's gonna get you  
Devil's gonna get you  
Devil's gonna get you  
The way you carryin' on.  
*Porter Grainger*

Sie sind also Tamara Hayle«, sagte der große, hagere Mann, der, ohne anzuklopfen, in mein Büro spaziert kam. »DeLorca sagt, einen besseren Privatdetektiv gibt es in ganz Essex County nicht. Ich arbeite immer nur mit den Besten.« Er hatte eine makellos dunkle Haut, dichtes silbergraues Haar und war mit seinem marineblauen Nadelstreifenanzug und den schwarzen Halbschuhen wie ein Banker gekleidet. Seine Augen aber waren leblos wie bei einem Straßengangster. Killeraugen, dachte ich bei mir, obwohl ich wusste, dass das nicht stimmte.

Lincoln E. Storey war in Newark eine lebende Legende, und ich fragte mich, warum die Fotos, die ständig im *Black Enterprise* und auf den Wirtschaftsseiten von *The Star-Ledger* erschienen, nie das räuberische Glitzern in seinen Augen zeigten. Außerdem fragte ich mich, warum DeLorca, Polizeichef von Belvington Heights und mein mürrischer Exboss, mich so überschwänglich empfohlen hatte.

»Ja, ich bin Tamara Hayle. Bitte, nehmen Sie doch Platz«, sagte ich und streckte ihm die Hand entgegen. Er bedachte mein Angebot mit einem schnellen Blick, nahm es jedoch nicht an. Ich griff nach seinem Mantel, einem taubengrauen Kaschmirmodell, das sich nerzweich in die

Hand schmiegte, und hängte ihn an den wackeligen Kleiderständer in einem dunklen Winkel meines Büros.

»Sie wissen sicher, wer ich bin.« Er reckte arrogant das Kinn vor.

»Weiß das nicht jeder hier im Staate New Jersey?« Ich fand meinen kriecherischen Ton entsetzlich, konnte ihn aber nicht mehr zurücknehmen. »Was kann ich für Sie tun, Mr. Storey?« Ich bemühte mich redlich, nicht allzu beflissen zu erscheinen.

»Dazu komme ich noch«, raunzte er und gab mir so zu verstehen, dass er gewohnt war, die Gangart selbst zu bestimmen und seinen Willen durchzusetzen. Sein Ton verblüffte mich, doch ich schenkte ihm ein zuckersüßes Lächeln und beschloss auf der Stelle, mich lieber dem Ruf meines Geldbeutels als meinem Stolz zu beugen.

Auch wenn es angeblich keinen besseren Privatdetektiv in ganz Essex County gab, war ich total pleite. Wer einen Jetta Diesel Baujahr 1982 sein Eigen nennt, der ein neues Getriebe braucht, und ein Großmaul von einem halbwüchsigen Sohn durchfüttern muss, der wäre schön dumm, wenn er nicht nett zu dem größten Klienten wäre, der dieses schäbige kleine Büro je beehrt hat.

In Newark war alles in Frühlingsstimmung, nur ich nicht. Im Weequahic Park und Branch Brook Park blühten die Kirschbäume, alle Leute hatten den eisigen Wind und den strengsten Winter seit fünfzehn Jahren gründlich satt und gingen raus in die Sonne. Meine beste Freundin Annie hatte sich verliebt – und zwar wieder mal in den Mann, mit dem sie seit zehn Jahren verheiratet war. Mein Sohn Jamal hatte nach dem schlimmsten Jahr seines jungen Lebens

den Kummer erstickt und sich mit aller Macht in die Entdeckung des anderen Geschlechts gestürzt. Und Wyvetta Green, die Besitzerin des Schönheitssalons Jan's Beauty Biscuit im Erdgeschoss, die mich mit ihrem sanften Wesen und ihrer scharfen Zunge nie im Stich ließ, hatte sich die Haare lüstern-blond gefärbt und plante einen einwöchigen Urlaub auf Jamaika mit Earl, ihrem Freund mit den Goldzähnen. Ich aber hatte Frühlingsgefühle und Ebbe in der Kasse, und etwas Schlimmeres konnte ich mir für diese Jahreszeit gar nicht vorstellen, die bislang stets meine beste Saison gewesen war. Das Jahr ließ sich nicht gut an. Ich hatte am Schreibtisch gesessen und mein trauriges Los beklagt, als Lincoln E. Storey zur Tür hereinspaziert kam. Da wollte ich ihn nicht so einfach wieder ziehen lassen.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, Mr. Storey?« fragte ich. »Eine Tasse Tee?«

»Ich trinke keinen Tee.«

»Wie wärs mit Kaffee?«

»Frisch gebrüht?«

»Tut mir leid, ich habe keine Kanne. Geht auch Pulverkaffee?« Ich mag keinen Pulverkaffee, habe aber aus Höflichkeit welchen im Büro.

»Diese Brühe trink ich nicht.«

Das mit der »Brühe« brachte mich aus dem Konzept, doch ich unterdrückte das Verlangen, ihm zu sagen, er könne mich mal sonst wo lecken. Stattdessen sah ich zu, wie er die langen Beine übereinanderschlug und zu meinem Leidwesen den gebrauchten Computer zwischen uns in Augenschein nahm, die das Sonnenlicht trübende Schmutzschicht auf der Fensterscheibe und den braunen

Soßenfleck, der sich auf meine Bluse geschlichen hatte, als ich mit Wyvetta Foo-Yong-Eier zu Mittag aß. Dabei fiel mir ein, wann und wo ich ihm zum ersten Mal begegnet war.

Damals war ich zwölf, eins von vielleicht dreihundert gelangweilten Kindern, die am Black Heroes Day zu seinen Ehren in der Aula unserer Junior High School versammelt waren. Lincoln E. Storey, ein Sohn dieser Stadt, der es zu etwas gebracht hatte. Auf den schäbigen Straßen der übelsten Gegend von Newark aufgewachsen, machte er jetzt als einer der ersten schwarzen Investmentbanker an der Wall Street Geld wie Heu. Er war, wie der Direktor uns in einer blumigen Einführung berichtete, ein junger Mann, der fleißig gelernt, stets seine Pflicht getan und seine Träume wahr gemacht hatte.

Das war Ende der Sechzigerjahre, einer Zeit der Träume wie der Albträume. Die Flammen des Aufstands von 1967 hatten ihr Brandmal auf der Seele der Stadt hinterlassen. Alles wartete auf einen Helden, und da kam Storey wie gerufen. Er war damals Mitte zwanzig; für die Schüler von der Junior High School war das alt. Groß und streng hatte er dagestanden in seinem anthrazit grauen Anzug und uns vom Markt erzählt und wie er ihn beherrschen gelernt hatte, und wenn wir schön fleißig wären, könnten wir das auch schaffen. Das mit dem Markt verstanden wir nicht, aber wir verstanden durchaus, was es heißt, reich zu sein, und was das ehrerbietige Gebaren unseres Direktors und der Lehrer zu bedeuten hatte, die sich um ihn scharten wie die Hennen um einen jungen Hahn.

Doch als ich abends meinem Vater von Storey erzählte, hatten sich seine Augen verdüstert.

»An Lincoln, den Sohn von Seafus Storey, kann ich mich gut erinnern«, sagte er. »In dem heruntergekommenen alten Mietshaus da drüben am Irvine Turner Boulevard hat er gewohnt, nicht weit von der Avon Avenue – da hieß der Turner Boulevard noch Belmont, das war damals, bevor die schwarze Schickeria ins Rathaus einzog. Wenn sein Daddy seinen Koller hatte, dann hat er den Kleinen die ganze Avenue rauf und runter geprügelt. Ich hab mich immer gefragt, was wohl aus ihm geworden ist.«

Der Ausdruck in den Augen meines Vaters fiel mir ein, als ich Storey jetzt beobachtete und überlegte, wie alt er wohl gewesen war, als sich der grausame Zug so tief wie Falten um seinen Mund kerbte.

»Wie lange sind Sie schon im Geschäft?« Storeys Frage riss mich aus meinen Erinnerungen.

»Fünf Jahre, bald sechs.«

»Sie haben eine Zulassung für den Staat New Jersey?«

»Natürlich.«

»Was für Fälle bearbeiten Sie?«

»Alles, was so anfällt. Verschwundene und vermisste Personen. Ab und zu nimmt die Pflichtverteidigung meine Hilfe bei Mord und Diebstahl in Anspruch. Versicherungsbetrug.«

»Und Ihr Honorar?«

»Kommt auf den Fall an, dazu sämtliche Spesen.«

»Und Sie sind Ihr Geld wert?«

»So sagt man.«

»Finden Sie diese Tätigkeit schwierig für eine Frau, eine schwarze Frau?«

»Nicht schwieriger als bei der Polizei.«

»Soviel ich weiß, haben Sie früher bei DeLorca gearbeitet.«

»Bis vor sechs Jahren.«

»Warum haben Sie dort aufgehört?«

»Ich hatte die Nase voll«, sagte ich und überlegte, was DeLorca ihm alles über mich erzählt haben mochte.

»Die Nase voll von ...«

»Davon, mich von meinen eigenen Brüdern in Uniform im Dienst tagtäglich als Nigger beschimpfen zu lassen.« Die alte Wut wallte wieder in mir auf und verlieh meinen Worten eine gewisse Schärfe. Storey gab ein kehliges Lachen von sich, und als unsere Blicke sich trafen, wusste ich, dass er nicht vergessen hatte, wo er herkam. »Wie ich höre, wohnen Sie in Belvington Heights?« Ich kannte die Antwort bereits und hatte nur keine Lust, noch mehr Fragen gestellt zu bekommen.

»Sie sind hier in der Gegend aufgewachsen?« Mit dieser Gegenfrage wechselte er das Thema. Seine schlanke Hand wies mit einer eleganten Bewegung zum Fenster hin und bedeutete mir, dass »hier in der Gegend« East Orange, Newark und Umgebung hieß.

»East Orange. Newark. Im selben Viertel wie Sie.«

In seinen Augen blitzte etwas auf, das ich nicht interpretieren konnte, und war gleich darauf wieder verschwunden.

»Diskretion ist für mich Gold wert«, sagte er unvermittelt.

»Ich kann sehr wohl den Mund halten.«

»Übernehmen Sie auch Beschattungen?«

»Ich habe Erfahrung damit.«

»Tun Sie das gern?«

»Kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Auf die zu beschattende Person und wohin sie mich führt.«

Er lächelte hintergründig, ein Lächeln, das mir nichts verriet. »Ich brauche ... Informationen über jemanden.« Er hielt inne. »Ich muss jeden Scheißdreck wissen, der sich über diesen gottverdammten Hurenbock in Erfahrung bringen lässt. Verstehen Sie mich?«

Die Wortwahl machte mir nichts aus. Ich habe schon oft Männer fluchen hören; mein verstorbener Bruder Johnny war das schlimmste Lästermaul, das mir je begegnet ist. Doch wie Storeys Gesicht sich beim Sprechen verzerrte, wie er jede Selbstbeherrschung verlor, wie seine Unterlippe zitterte und seine Augen schmal wurden, das war geradezu schauerlich. Wer dieser »gottverdammte Hurenbock« auch sein mochte, bei Storey hatte er es ein für alle Mal verschissen.

»Handelt es sich um einen Ihrer Mitarbeiter?«, versuchte ich in neutralem und absichtlich kühlem Ton der Hitzigkeit entgegenzutreten, die ich bei ihm spürte.

Storey grinste. »So könnte man es wohl ausdrücken, je nachdem, was man unter einem ›Mitarbeiter‹ versteht.«

Er wollte nicht mit der Sprache herausrücken, und ich fragte mich, was diese Geheimniskrämerei sollte.

»Ich nehme an, es handelt sich um jemanden, der Ihr Vertrauen missbraucht hat?« Das lag wohl auf der Hand.

»Ich will wissen, wo er schläft und wen er vögelt«, antwortete er ohne Umschweife.

»Schläft er mit jemandem, den Sie kennen?«, fragte ich

treuherzig. Mein teilnahmsvoller, schwesterlich-sanfter Ton bekundete die Bereitschaft, mir den Kummer eines Brothers anzuhören. *Ist es jemand, mit dem Sie schlafen?* Die Frage verkniff ich mir.

Er richtete sich gerade auf, nahm die Beine auseinander, faltete die Hände. »Meine Stieftochter«, sagte er nach einer Weile. »Ich vermute, sie schlafen miteinander. Meine Stieftochter Alexa hat sich mit diesem Menschen, diesem Subjekt eingelassen. Ich traue ihm nicht über den Weg. Ich habe den Verdacht, dass ihm mehr an meinem Geld liegt als an meiner Stieftochter, und ich will so viel wie möglich über ihn herausfinden.«

»Wie heißt er denn?«

»Brandon Pike.«

»Brandon Pike.« Ich sagte den Namen einmal leise vor mich hin, als hätte ich ihn noch nie gehört, dabei traf er mich wie ein schneller, harter Schlag in die Magengrube – Nein, unter die Gürtellinie, denn da hatte Brandon Pike mich verletzt, als ich ihn kannte und liebte: in meiner Weiblichkeit, an meiner empfindlichsten Stelle.

Lincoln Storey musterte mein Gesicht und registrierte die Veränderung, die dort vorgegangen sein musste.

»Sie kennen ihn offenbar?« Er beobachtete, wie ich die Augen niederschlug. Ich zwang mich, wieder aufzuschauen und ihm ins Gesicht zu sehen.

»Das ist Jahre her ... nicht besonders gut.«

Anscheinend nahm Storey mir das ab. »Er ist jetzt ungefähr ein Jahr mit Alexa zusammen. Sie ist dreiundzwanzig. Hat oben im Staat New York das College geschmissen. Vassar. Wollte ›zu sich selbst finden‹. Er ist – wie alt

würden Sie sagen? Anfang dreißig? Er hat sich in ihr Leben gedrängt. Ist hinter meinem Geld her, das sieht doch ein Blinder mit dem Krückstock. Sie hat ihm nichts zu bieten. Er ist genau der Typ dafür. Meine Frau Daphne und ich machen uns große Sorgen.« Er guckte, ob mein Gesicht irgendeine Reaktion verriet, und sprach dann weiter. »Wenn ich etwas gegen ihn in der Hand habe, kann ich sie damit konfrontieren. Es ist sonnenklar, dass sie ihm nichts zu bieten hat.«

*Was bietet er ihr?*, fragte ich mich, denn es war Brandons besondere Begabung gewesen, dass er Frauen das bieten konnte, was sie zu brauchen meinten.

Nach unserer »Affäre« hatte ich jahrelang versucht, aus ihm schlau zu werden. Und am Ende wusste ich nur, dass ich aus dem Witz einer Ehe mit meinem Exgatten DeWayne Curtis hocherhobenen Hauptes herausgekommen war – und dann hatte Brandon Pike mich so geduckt, wie ich mir das nie wieder von einem Mann gefallen lassen würde.

»Ich möchte, dass Sie ihn beschatten. Finden Sie über ihn heraus, was Sie nur können. Stellen Sie fest, was er so treibt. Erstellen Sie mir Bericht«, fuhr Storey fort.

Ich überlegte kurz, ob es sich wirklich mit meinem Berufsethos vereinbaren ließ, wenn ich mich in Brandons Angelegenheiten einmischte. War es recht, meine beruflichen Fähigkeiten zu benutzen, um mit jemandem abzurechnen, der mir unrecht getan hatte? Ein Privatdetektiv soll objektiv und distanziert sein. Kühl und unbeteiligt. Ich fragte mich, ob ich das könnte, wenn es um Brandon Pike ging. Aber es war jetzt drei Jahre her, seit er mich verlassen hatte – und ich mir den Kopf zerbrach, was ich wohl falsch

gemacht und ob ich irgendwie versagt hatte. Er hatte damals alle Beziehungen abgebrochen. Beruflich. Persönlich. Endgültig.

Moral beiseite, ich brauchte das Geld. Und im Grund hatte der Schweinehund es nicht anders verdient.

»Was können Sie mir im Moment über ihn berichten? Ich brauche ein neueres Foto, die gegenwärtige Privatadresse, die Arbeitsstelle.« Ich verdrängte das Persönliche und verfiel wieder in meinen professionellen Ton.

Storey sah mich verständnislos an.

»Ich weiß, dass er vor ein paar Jahren einen Preis für *Slangin' Rock* bekommen hat, seinen Dokumentarfilm über Kinder, die mit Kokain dealen. Verdient er inzwischen Geld? Macht er noch Dokumentarfilme?«

»Ich dachte, Sie kennen ihn nicht besonders gut.«

»Ich habe ihn etwa fünf Jahre lang nicht gesehen«, sagte ich und sah Storey direkt ins Gesicht. *Drei Jahre*.

»Haben Sie ein neueres Foto?«, fragte ich noch einmal. Vielleicht hatte er sich in den drei Jahren ja wirklich verändert.

»Warum sollte ich ein Foto von Brandon Pike mit mir herumtragen, Herrgott noch mal?«

»Warum kommen Sie in mein Büro und wollen, dass ich jemanden für Sie beschatte, und haben kein Bild von ihm dabei, Herrgott noch mal?«, raunzte ich ihn meinerseits an. Ich hatte blitzschnell beschlossen, dass ich Lincoln Storeys Geld vielleicht doch nicht brauchte, jedenfalls nicht so dringend, um mir seine Unverschämtheiten gefallen zu lassen. Nicht so dringend, um womöglich alte Erinnerungen an Brandon Pike aufzurühren.

Storey schenkte mir ein Lächeln, das er wahrscheinlich für charmant hielt. »Ich mag feurige Frauen«, sagte er.

»Mr. Storey, verschwenden Sie nicht meine Zeit.« Auf einmal hing er mir zum Hals heraus wie sonst wer.

»Nein. Um Ihre Frage zu beantworten, ich habe kein Foto. Und ich kann Ihnen nicht viel über ihn erzählen, weil ich nichts weiß, sonst würde ich Sie ja nicht engagieren. Aber ich gebe heute Abend eine Veranstaltung, deren Erlös Stella Pharr zugute kommt. Stella Pharr.«

»Heute Abend?«

»Ja, für Stella Pharr«, sagte er und wiederholte damit den Namen zum dritten Mal.

»Stella Pharr?«, fragte ich. Ich hatte den Namen schon einmal gehört, konnte ihn aber nicht unterbringen. Storey weidete sich jedenfalls an seinem Klang.

»Ja. Die Stellvertretende Staatsanwältin. Sie kandidiert für einen Sitz im Parlament des Staates New Jersey. Alexa, meine Frau Daphne, Pike – alle kommen da hin. Im Tate's. Sie wissen ja, das Tate's war früher an der West Market Street, jetzt ist es an der Fullbright in Belvington Heights.«

»Ja, ich kenne es.« Sofort sah ich Jackson Tates altvertrautes Koboldgesicht vor mir. Als es mit Newark wieder aufwärtsging, galt das Tate's als der heißeste Tipp unter den neuen Restaurants. Die ganze Stadt war empört und aufgebracht, als Tate nach Belvington Heights zog, wo man ein neues Schickeriarestaurant so wenig brauchte wie noch einen Lexus-Händler. Mein Freund Jake liebt Newark mehr als jeder andere, und er war besonders sauer, obwohl er während seines Jurastudiums zeitweilig selbst als Kellner bei Tate gearbeitet hatte und seinen Apfelkuchen genauso

gern mochte wie ich. Seit der Eröffnung des neuen Lokals hatte er nicht mehr dort gegessen.

Jackson Tate war mit meinem Vater zusammen in der Howard Street groß geworden, einer Straße mit Kopfsteinpflaster und Reihenhäusern, die damals zu den trostlosesten der ganzen Stadt gehörte. Das ist jetzt alles verschwunden, mitsamt der Hoffnungslosigkeit, die dort regierte. Ich dachte an die Geburtstagstorten zurück, die Tate für mich gebacken hatte, an seine Brötchen – »leichte Lüftchen« hatte mein Daddy immer dazu gesagt –, und ich dachte daran, wie Tate immer von einem eigenen Restaurant geträumt hatte: ein Jugendtraum, der auf seine alten Tage in Erfüllung gegangen war. Doch seit dem Umzug nach Belvinton Heights war ich nur ein einziges Mal im Tate's gewesen; die Preise dort gingen entschieden über meine Verhältnisse.

»Was kosten die Karten?« Ich war mir nicht sicher, ob ich das Eintrittsgeld aufbringen konnte.

»Zweihundertfünfzig Dollar pro Kopf, aber Sie brauchen nicht zu zahlen«, sagte Storey, als könne er meine Gedanken lesen. »Wenn Sie wollen, können Sie jemanden mitbringen. Ich sag Tate, dass er es auf meine Rechnung setzt. Der Mann gehört mir sowieso.«

»Tate gehört Ihnen?«, fragte ich, ohne die erstaunte Empörung in meiner Stimme zu verbergen.

Doch Storey überhörte das anscheinend. Er zog eine elfenbeinfarbene Karte mit seinem Namen und seiner Adresse aus der Jackentasche, dann holte er ein Scheckbuch hervor und schrieb einen Scheck aus. Ich warf einen flüchtigen Blick auf die Karte und steckte sie dann mitsamt

dem Scheck in das für Kreditkarten bestimmte Fach meiner abgenutzten grauen Brieftasche; mir blieb das Herz stehen, als ich die Eins und die drei verschnörkelten Nullen sah, die er da mit einem Federstrich seines Montblanc-Füllers hingesetzt hatte.

»Ich will auf keinen Fall, dass meine Frau und meine Stieftochter etwas von der Sache erfahren.« Er hielt kurz inne. »Aus naheliegenden Gründen.«

»Naheliegenden Gründen?« Das mit der Stieftochter konnte ich verstehen, das mit seiner Frau hingegen nicht.

»Je weniger Alexa weiß, desto weniger kann sie Pike erzählen, das ist doch klar. Und Daphne will ich nicht beunruhigen. Sie hat auch so schon genug um die Ohren.« Er wich meinem Blick aus. Ich fragte mich, ob er log. Doch selbst wenn, beschloss ich, ging es mich nichts an.

»Okay. Wie gesagt, ich kann durchaus den Mund halten.«

»Seien Sie vor neun im Tate's. Da ist wahrscheinlich noch nicht viel los, und Sie können uns leicht finden. Lassen Sie Pike nicht aus den Augen. Beobachten Sie, mit wem er spricht, was er tut. Ich sehe Sie dann heute Abend?«, fragte er plötzlich unruhig.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war jetzt halb fünf, aber die Bank hatte heute länger offen, also würde ich es wahrscheinlich noch schaffen, dort vorbeizugehen und den Scheck einzureichen und dann bei Pizza Hut eine Pizza für Jamal zu holen, bevor er mir den Kühlschrank ausräumte. Außerdem wollte ich Annie anrufen und schauen, ob sie sich mal für einen Abend von William losreißen konnte, um sich im Tate's zu vergnügen. Wahrscheinlich schon. Für

gutes Essen hatte sie fast ebenso viel übrig wie für ihren Göttergatten, und im Tate's aß man immer noch mit am besten in ganz Essex County.

»Das passt mir ausgezeichnet«, sagte ich mit meinem liebreizenden professionellen Lächeln. Doch zwei kleine Fragen gingen mir weiter im Kopf herum: Wieso hatte Storey ein Anrecht auf Tate, und wollte ich *wirklich* wissen, mit wem Brandon schlief? Ich ließ das aber erst mal auf sich beruhen. Storeys Scheck brannte mir schon in der Tasche.

»Danke, Mr. Storey«, sagte ich.

»Ich glaube, wir kommen miteinander ins Geschäft, Ms. Hayle.«

Als er seinen Mantel vom Haken nahm und sich zum Gehen wandte, klopfte es plötzlich heftig an die Tür.

»Bist du da, Tamara?« Das war Wyvetta, die an dem Türkopf rüttelte. »Ich hab noch ein paar Frühlingsrollen von heute Mittag übrig, wenn du sie für Jamal mitnehmen willst.«

»Wyvetta, ich hab Besuch. Einen Klienten!«, sagte ich bestimmt, doch nicht rasch genug, um sie abzuwimmeln. Strahlend und mit einer fettigen Tüte von Golden Dragon in der Hand platzte Wyvetta herein.

»Oh, Mädchen, tut mir leid ...«, sagte sie, sobald sie Lincoln Storey erspähte, doch zugleich war das Lächeln blitzschnell aus ihrem Gesicht verschwunden.

Mit einem Blick, der selbst die Hölle in einen Eispalast verwandelt hätte, wick Storey vor uns beiden zurück, schaute unruhig von Wyvetta zu mir und wieder zu Wyvetta zurück. »Wenn Sie mich bitte entschuldigen, meine Damen«, stotterte er, warf sich den taubengrauen Mantel

über die Schulter und stieß mich in seinem hastigen Bemühen, zur Tür herauszukommen, beinahe um.

»Wyvetta, kennst du ...«

»Yeah, ich kenne ihn«, fiel sie mir mit einem verächtlichen Blick ins Wort. »Ich kenne ihn besser, als er denkt.« Wie ein Straßenmädchen spuckte sie zweimal hinter ihm her, und der Speichel zog eine dünne, hässliche Spur in dem Korridor, durch den Storey gerade verschwunden war.